

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 211 Bydgoszcz / Bromberg, 15. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(4. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Mit der gleichen Zuversicht brachte Hanna ihren Mann am Mittwoch abend nach dem Bahnhof und nahm am nächsten Tage in der Schreibmaschinenfabrik in der Lagerstraße ihre Arbeit wieder auf. Ein anderer Mensch aber saß auf dem Kontorschemel: Hanna Hinzpeter.

*

Nach wenigen Wochen aber kam ein Sonntag, der Hoffen und Zuversicht und Warten in Trümmer schlug.

Bestürzt hielt Mutter Wieking einen Brief in den Händen. Er war gerichtet an Frau Hanna Hinzpeter geb. Wieking. Als Absender zeichnete die Kompanie, der Joachim angehörte.

Sie lief zu ihrem Mann. Auch er wurde blaß.

„Ist das —?"

„Ich weiß es nicht, Mutter. Aber mir will scheinen —"

Er horchte. Treppenstufen knarrten. Hanna kam aus ihrem Mädchenstübchen: „War der Briefträger nicht hier?"

„Ja, Kind, und ich weiß nicht — —"

„Gib den Brief!" seltsam dunkel war Hannas Stimme.

Die Kompanie schrieb, daß der Gefreite Hinzpeter in den Kämpfen um Arras den Heldentod gefunden habe.

„Das ist nicht wahr!"

Hannas Blick flackerte. Sie hielt sich fest an der Stuhllehne.

Der Vater, selber verstört und bleich, legte ihr sorglich den Arm um die Schulter. „Wir wollen uns nichts vormachen, Kind. Das wäre unnütze Quälerei. Dein — unser Joachim ist nicht mehr. Gemeinsam wollen wir unser Leid tragen."

Er erhielt keine Antwort. Auch die Mutter mochte trösten, wie sie wollte, mochte weinen und schluchzen und sich auf die Lippen beißen, es schien, als merke Hanna von allem nichts. Ihr Blick lag starr und weit in unendlichen Fernen, war verhangen und glanzlos. Der Vater hatte den Eindruck, als merke Hanna nichts von dem Jammer der Mutter. Ihr brachte keine Träne Erlösung.

Ohne ein Wort der Erklärung ging sie zur Tür. Wie eine Nachtwandelnde schritt sie die Treppe hinauf.

„Wir wollen sie allein lassen", sagte der Vater. „Ruhe und Einsamkeit helfen oft mehr als Worte. Ein Mensch wie unsere Älteste wird auch mit dem Allerschwersten fertig. Ich vertraue auf ihre Jugend. Sie ist eine tapfere Natur und wird den Schlag überwinden."

So tröstete er seine Frau und sorgte dafür, daß Helga und Kurt, die verschüchtert in der Ecke standen, die Schwester in ihrem Zimmer nicht störten.

Fast eine Stunde hielt die Mutter das Warten aus. Dann schlich sie zu ihrer Tochter hinauf. Deren Zimmer aber war leer. Hanna hatte das Haus verlassen, ohne daß es jemand gemerkt hatte.

Das wurde ein böser Sonntag. Die Trauer um Joachim mußte zurückstehen, Hanna mußte gefunden werden. Als alles Suchen im Hause und in den Straßen vergeblich blieb, fürchteten die Eltern das Schlimmste. Eine Nachfrage bei der Polizei blieb vorerst ergebnislos. Aber gegen abend kam ein Schutzmann und fragte an, ob hier die Stelle sei, wo eine Tochter vermißt werde.

Die Mutter schrie auf.

„Nein, sie ist nicht tot", sagte er da, „nur —"

Er kam nicht recht mit der Sprache heraus. Nach eindringlichen Fragen bekundete er endlich, daß Hanna auf dem Molenkopf in Warnemünde gefunden worden sei. Sie sei den Leuten aufgefallen, weil sie stundenlang ins Wasser gestarrt habe. Nur schwer habe sie auf Fragen geantwortet. Soviel habe man aus ihr herausgebracht, daß sie ihren Mann suche, der eben noch bei ihr gewesen sei. Sie scheine nicht Herr ihrer Sinne zu sein. Augenblicklich befinde sie sich auf der Polizeiwache in Warnemünde. Von dort sei ein telephonischer Anruf gekommen.

So holten dann die zermürbten Eltern ihre Hanna heim. Nur mit halber Gewalt war sie zu bewegen, den Zug zu besteigen. Immer wollte sie zurück, redete mit halb irren Worten von Joachim und dem Molenkopf.

Auf keine Frage gab sie eine klare Antwort. Es war, als sei der Zugang zu ihren Ohren verrammelt. Nichts in ihren Mienen deutete darauf hin, daß sie von den tröstenden Worten der Mutter etwas verstand.

Plötzlich schnellte sie zur Tür. Äußerste Kraft mußte der Vater anwenden, sonst wäre sie aus dem Zuge gesprungen. „Zu Joachim will ich —" Es war ein irres Lallen.

„Hanna, komm doch zu dir! Du kannst nicht zu Joachim. Wir haben doch Nachricht bekommen, daß er gefallen ist. Hier ist der Brief!"

Die Worte des Vaters fanden keinen Widerhall. Hanna sah ihn an, als sei er ein lebloser Gegenstand.

Noch am Abend kam der Arzt. Er zählte den jagenden Puls, klopfte und horchte und konnte am Ende den Eltern auch nur den mageren Trost geben, daß es sich vielleicht um eine vorübergehende Geistestrübung handele. Der kräftige Körper lasse die Hoffnung, daß bald eine Änderung eintreten werde.

„Wann dürfte das sein?"

Ein Achselzucken. „Das wird Ihnen niemand sagen können, liebe Frau Wieking. Auf alle Fälle empfehle ich Ihnen dringend, Ihre Tochter in den nächsten Tagen nicht aus den Augen zu lassen."

So wurde Hanna in der unteren Wohnung untergebracht. Besonders abends war sie schwer im Bett zu halten. Immer wollte sie fort zu Joachim.

Die Eltern saßen im Nebenzimmer, horchten und sprachen flüsternd von Möglichkeiten, kargen Hoffnungen. Wo war Vater Wiekings Heiterkeit geblieben! Er schien um Jahre gealtert. Es erwies sich, daß seine Frau die stärkeren Nerven hatte.

„Wenn unsere erste Befürchtung eingetroffen wäre — Hanna lebt wenigstens!“

„Ich weiß nicht, Mutter —“ er stockte, überlegte, ob er das, was ihn quälte, sagen durfte.

„Das sollst du nicht denken!“ Sie verstand ihn. Er fürchtete, daß Hanna ganz in geistige Umnachtung fallen könne. Dann war Joachim besser daran als sie.

„Vielleicht wird bald alles wieder gut!“

„Hoffentlich!“

*

Aber es wurde nicht gut. Wie eine Gefangene mußte Hanna bewacht werden, und doch gelang es ihr in den nächsten Wochen noch zweimal, ungesehen zu entkommen. Ihr Ziel war immer Warnemünde. Auf der Bahnstrecke wurde sie angetroffen. Ein Güterzug mußte ihretwegen halten.

Es blieb keine Wahl. An einem regnerischen Sommertage brachten der Steuerinspektor Wieking und seine Frau ihre Älteste nach der Landes-Irrenanstalt Sachsenberg bei Schwerin.

Sie ward eine harmlose Kranke. Die Erregung ebbte mit der Zeit zurück. Hanna setzte sich nie zur Wehr, sondern ließ stumm alles mit sich geschehen. Täglich durchquerte sie mit großen Augen den Park und stand oft stundenlang am Gitter und wartete.

Größer noch wurde ihre Beruhigung, als Schwester Agathe, die erfahrene Krankenpflegerin, ihr einredete, sie müsse für Joachim Pulswärmer stricken. Nun konnte sie Tage auf dem gleichen Fleck sitzen und stricken. Sie arbeitete mit rührender Hingabe. Das Garn wurde knapp. Hanna merkte es nicht, daß Schwester Agathe die Pulswärmer wieder auftrennte. Mit dem gleichen Eifer begann sie täglich von neuem, vergaß darüber Suchen und krampfhaftes Warten. Aber ihr Denken ging immer denselben Weg. Joachim beherrschte es. Für sie war er nicht tot. Sie konnte sogar heiter werden, wenn sie mit der Schwester über ihn sprach.

„Er soll nicht frieren, der liebe Kerl!“ Durch das offene Fenster prallte glutheiße Sonne.

„Ein richtiger Junge ist er manchmal, aber ich will ihn betreuen wie eine Mutter.“

„Hier bei uns soll er wohnen, wenn er zurückkommt. Schön soll das werden.“

Diese Art Selbstgespräche waren Lichtpunkte. Die Regel war, daß sie still dahindämmerte. Der Bericht des Chefarztes an die Eltern war sehr zurückhaltend, doch nicht unbedingt hoffnungslos.

Und dann kam ein Julitag, der die äußere Ruhe in der Schnickmannstraße völlig über den Haufen warf.

Ein Brief mit zahlreichen Stempeln, dem man es ansah, daß er durch viele Hände gegangen war, wurde Mutter Wieking überreicht; er trug die Anschrift ihrer Tochter. Die Mutter hatte plötzlich heiße Hände, als sie die Schrift sah, ein Schreck sprang auf sie zu, aber der arme Kopf wagte nicht, gedanklich zu formen, was sie bedrängte.

Als sie den Brief öffnete, überfiel sie eine jähe Schwäche. Sie fiel auf den nächsten Stuhl und wußte nicht, ob sie wachte oder träumte.

Der Brief war von Joachim Hinzpeter.

Standen Tote wieder auf? Mutter Wieking brauchte Minuten, um einigermaßen klar denken zu können.

Joachim schrieb aus einem französischen Lazarett, und durch Vermittlung des Roten Kreuzes war der Brief bestellt worden. — Einen schweren Lungenschuß habe er erhalten und sei in französische Gefangenschaft geraten. Wochenlang habe er in Lebensgefahr geschwebt, aber nun sei er auf dem Wege der Besserung. Er könne schon aufstehen und werde bald in ein Gefangenenlager entlassen werden. Das Schlimmste an der Lazarettzeit sei gewesen, daß die Verbindung mit der Heimat gefehlt habe. Aber nun solle es anders werden. Bald werde Hanna ja antworten.

„Und sollte die Gefangenschaft auch lange dauern, ich werde sie überstehen. Um Deinetwillen, Hanna! Das Wissen, daß daheim eine lebensfrohe Frau auf mich wartet, wird mich alles ertragen lassen. An unsere Ehe will ich denken, Hanna. Erst jetzt, da ich Zeit zum Nachdenken und Grübeln hatte, ist mir zum Bewußtsein gekommen, was Du mir bist. Es mag unsinnig klingen, aber wahr ist es doch: meine Frau bist Du nicht in Rostock geworden, nicht auf dem Standesamt und nicht auf dem Molenkopf in Warnemünde, hier in diesem armseligen Feldlazarett bei Chalons bist Du mein geworden.“

Nach einigen Wochen erhielt Joachim Hinzpeter, der inzwischen nach dem Gefangenenlager Dieppe überführt worden war, den sehnsüchtig erwarteten ersten Gruß aus der Heimat. Sein Schwiegervater schrieb:

„Mein lieber Junge!

Viel Trauriges, Hartes habe ich Dir zu berichten über Deine und unsere Hanna. Beiß die Zähne zusammen.

Deine Kompanie schrieb uns, daß Du gefallen seist. Auf Deinen Brief aus dem Lazarett hin habe ich noch einmal beim Truppenteil angefragt und die Nachricht erhalten, daß der Irrtum auf der Meldung eines Kameraden beruhe, der gesehen habe, daß Du einen Brustschuß erhalten habest und regungslos liegengeblieben seiest. Die Räumung der Stellung habe eine Nachprüfung unmöglich gemacht.

Die falsche Nachricht von Deinem Tode hat hier das Unterste nach oben gekehrt. Doch nicht von uns will ich sprechen, nur von Hanna. Du hast ein Recht, die volle Wahrheit zu erfahren.

Von unserer lebensprühenden, kraftstrotzenden, immer frohen Hanna ist nur noch ein Schatten vorhanden. In körperlicher Hinsicht ist sie gesund, aber sie ist gemütskrank geworden. Nur an Dich denkt sie. Dazu reicht eben die Kraft. Sie weiß, daß Du im Krieg bist. Für andere Dinge ist in ihrem Kopf kein Raum mehr.

Weil sie keine Zusammenhänge des Alltags mehr begreift, weil sie sich und andere in Gefahr bringt, haben wir uns entschließen müssen, sie — Junge, ja, ich muß es niederschreiben — in der Heilanstalt Sachsenberg bei Schwerin unterzubringen.

Mutter und ich hofften, daß Dein Brief alles wieder gutmachen würde, doch wir haben uns getäuscht. Wir haben sie besucht und ihr Deinen Brief gezeigt. Sie sah darüber hinweg. Wir haben ihn ihr vorgelesen. Kein Anzeichen deutete darauf hin, daß sie ihn verstand. Wir haben ihr erzählt, daß Du lebtest und sie grüßen ließest. Sie blieb unberührt. „Ich muß stricken!“ sagte sie. Ihr Blick war starr und verhängt. Tag für Tag strickt sie Pulswärmer für Dich. Ich halte es für möglich, daß sie Mutter und mich gar nicht erkannt hat, nicht erkannt als Menschen, die blutsmäßig zu ihr gehören.

Der Arzt hat uns noch eine Weile mit auf sein Zimmer genommen. „Ich habe es gefürchtet, daß Ihr Besuch zwecklos sein könnte.“ Auf unsere Frage, wie der weitere Verlauf der Krankheit sein werde, nahm er uns zwar nicht alle Hoffnung, sagte aber, daß die Aussicht auf Genesung sehr unsicher sei.

Ob ein Wiedersehen mit Dir unsere Tochter gesund machen wird? Ich halte es nicht für ausgeschlossen. Diese Möglichkeit ist unsere einzige Hoffnung. Möge es Dir gelingen, Hanna aus dem geistigen Schlaf zu wecken! Möge es bald sein! — Schreib nicht an Hanna, es hätte keinen Sinn.“

*

Monat um Monat, länger als zwei Jahre, trug Joachim Hinzpeter die Last dieser Nachricht. Ins Unmeßbare steigerte sie die Qual des eintönigen Lagerlebens. Alle Kameraden hatten etwas, worauf sie sich freuten, wenn endlich die Stunde der Freiheit schlug. Alle hatten etwas zu erzählen. Müde von der schweren Erdarbeit am [illegible] hockten sie abends auf den ungefügen Kalksteinbrocken am Südende des Lagers. Es gab kaum einen anderen Gesprächsgegenstand, als das, was geschehen sollte, wenn sie wieder in der Heimat waren. Und ihr Blick lag auf dem weiten Meer, dessen Wellen in ewiger Wiederkehr gegen das zerrissene Ufer rollten und sich um Menschenschicksale nicht kümmerten.

Wovon sollte Joachim erzählen? Daß seine Frau, die er zwei Tage gehabt hatte, dem geistigen Siechtum verfallen war? Er hatte keine Hoffnung auf ein Besserwerden. Die spärlichen Briefe aus Rostock waren nicht ermutigend. In dem öden Einerlei flossen die Arbeitstage dahin. Hinzpeter meinte manchmal, daß auch er in Gefahr sei, Hannas Schick-

sal zu teilen. Stumpfsinnig tat er seine Arbeit. — Sie wurde ihm aber noch lange nicht so sauer wie dem schwächlichen Rolf Hollien aus Lübeck, mit dem ihn eine ehrliche Freundschaft verband. Er war stolz darauf, daß er seines Freundes wegen einmal sechs Wochen Arrest verbüßen mußte.

Den Anlaß hatte der Sergeant gegeben, der die Aufsicht bei den Hafenarbeiten hatte und ständig mit der Reitgerte herumfuchtelte. Er hatte — ein Kennzeichen aller brutalen Vorgesetzten — es besonders auf die Schwächlichen und Kranken abgesehen, betrachtete diese als persönliche Feinde. So hatte auch der kleine Hollien viel unter ihm zu leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Notquartier.

Ein Manöver-Erlebnis von Bernhard Schulz.

Am Morgen, als die Übung beginnt und das Signal dazu wie ein funkelndes Kommando über die Stoppelfelder springt, steht die Sonne im roten Osten. Den Infanteristen läuft der helle Schweiß den Rücken hinab. „Stahlhelm auf! Tornister umhängen! Ohne Tritt! Marsch!"

Ein heißer Tag, schwül, sogar die Pflastersteine schwitzen. Kompanien stampfen dahin. Die harte Bauernerde dröhnt unter dem gleichmäßig wuchtigen Schritt. Pferde wiehern, werfen sich polternd ins Geschirr. Über buckliges Dorfpflaster rattern zornige Infanteriegeschütze. Unter dem erdgrauen Stahlhelm leuchten feurige Augen, frischfröhliche Gesichter — deutsche Jugend übt sich in den Waffen! Jugend die schon vorbei ist. Diese hier sind Männer, erprobte Kameraden, treue Waffengefährten, in einem harten Ausbildungsjahr zusammengeschweißte Truppen. Ein wenig denken sie auch noch an den Manöverball zurück, im letzten Quartier gab es da ein Mädchen, das noch ein Weilchen mitlief am Morgen in aller Frühe, als die Kompanie ausrückte . . . Vorbei! Vergessen! Heute nacht werden sie marschieren, eisern, entschlossen . . . Früher haben sie immer gedacht, daß sie es nicht schaffen würden vierzig Kilometer, fünfzig, sechzig, und immer noch kein Ziel. Die Füße werden langsam wund. Der Magen knurrt. Die Zähne mahlen den Staub der Landstraße.

„Haaalt! Volle Deckung!" Und dann liegen sie da, im Straßengraben, hinter einer Hecke, im Brombeergesträuch. „Die Kompanie besetzt den Waldrand südlich der Straße!" Gruppe um Gruppe marschiert wieder ab. Sie kommen sich vor wie Schachfiguren, die einer nach seinem geheimen Willen beherrscht. Maschinengewehre nisten sich ein. Späher schleichen sich an den Feind, vorsichtig, behende. Bisweilen bellen Maschinengewehre auf. Rote, grüne und gelbe Leuchtkugeln steigen surrend in den dunkelnden Abend. Im Blut prickelt Abenteuerlust, Kampffreude. Meldung: Der Feind hat sich eingegraben. Verteidigung und Angriff. Die Adler wetzen ihre scharfen Schnäbel.

Unterdes hat sich der Himmel zugezogen. Pechschwarz ballt sich das Gewölk. Blitze zucken, Gewitter reißen den Himmel auf, Donner rollt ohrenbetäubend dahin. Im Walde kracht und rasselt es. Die ungeheure Schwüle es späten Sommertages platzt wie ein giftiger Ballon. Sturm rast keuchend dahin, der Wald ächzt unter seinem gewaltigen Schritt. Und dann rauscht der Regen prasselnd zur Erde.

„Gewitterregen — das hört gleich auf." So trösten sich die Schützen, die da im freien Gelände liegen; die Achte Gruppe hat mal wieder Pech gehabt, sie wurde vorgezogen bis in einen Rübenacker. Dort liegen sie unter den großblättrigen Früchten, sie können zwar von hier oben das ganze Tal unter Feuer nehmen, aber dafür sind sie auch dem Regen preisgegeben. Unaufhörlich rauscht es nieder. Im Nu sind die Soldaten naß bis auf die Knochen, kaum daß die Gewehrschützen ihre Zeltbahnen auszupacken vermochten. Der Ackerboden hängt ihnen am Leib wie klebriger Brei.

Stunden liegen sie da. Kein Befehl kommt. Kein Vorwärts. Kein Zurück. Die Fronten schweigen. Nur der Regen peitscht wütend dahin, eiskalter Wind pfeift durch die Kleider. Es schreien die Bäume. Die Stiefel sind bis obenhin voll Wasser, die Glieder werden bleischwer, das Lederzeug ist weich wie Tuch. Aber die Soldaten klagen nicht. Im Ernstfall können sie auch nicht aufstehen und heimgehen und die Kleider am Ofen trocknen. „Wenn dreihundertvierundfünfzig Tage im Jahr schön wären und es an einem einzigen Tage regnen sollte, dann würde dieser einzige Tag genau ins Manöver fallen."

„Das ist eine alte Geschichte", sagen sie alle. Und dann denken sie an daheim, an das gute Bett . . . Sie möchten jetzt ihr Mädchen an der Hand fassen dürfen, einen Augenblick nur, aber es müßte dann warm sein, sommerlich . . .

Der Feind schweigt. Der Regen herrscht. Die Soldaten stehen frierend unter den Bäumen am Waldrand, aber dennoch sind alle ihre Sinne ins Dunkel gerichtet, vorwärts, gegen den Feind . . . Wenn der jetzt einen Angriff wagte? Über den Rübenacker sehen sie graue Gestalten schleichen, es bewegt sich in einemfort . . . Regen und Wind.

Nach Mitternacht werden sie abgelöst. Die „Siebente", die bis jetzt im Trocknen lag, besetzt den Waldrand. Triefend vor Nässe setzt die „Achte" sich in Marsch, die Beine wollen kaum noch weiter. Die „Siebente" hat eine Flasche Schnaps mitgebracht. Nun nehmen sie erst mal alle einen Schluck. Wie das die Eingeweide wärmt! Nun geht es wie geschmiert. „Notquartier beziehen!" heißt es in dem Befehl. Aber wo? Durch die Dunkelheit marschieren sie zurück. Sträucher klatschen. Kein Weg, kein Steg. Aber zurück. Die Füße stolpern über Steine und Gruben. Nirgendwo ein Licht, ein Ruf, ein Zeichen. Endlich ein kleines Häuschen jenseits der Straße, aber nicht so klein, daß zwölf Soldaten darin keinen Platz fänden.

Steht die Tür offen? Hat man hier auf sie gewartet? Der Gruppenführer öffnet. Eine wohltuende Wärme steigt ihnen in die Nase. Geruch nach Heu und Ziege und Obst. Ach, wie gut das ist! In der Küche knistern Holzscheite in der offenen Herdstelle. So warm ist es zu Hause. Die zwölf Soldaten haben kaum Platz, sich zu bewegen. Aber bald sitzen doch alle um das Feuer. Die Kleider dampfen. Er riecht nach dem Schweiß von Männern, nach Lederzeug und Buchenkloben, nach Waffen. Obst duftet in allen Ecken. Wie lange haben sie nichts mehr gegessen? Die Feldküche —? Der Gruppenführer überlegt . . .

Noch sitzen sie da, hungrig, müde, ein wenig verdrossen — da geschieht das Wunder, daran sie nun ihr Leben lang denken werden.

Eine alte Frau schlurft aus ihrer Kammer in die Küche. Sie wundert sich nicht im geringsten, daß da so viele Soldaten sitzen, bei ihr, einer armen Tagelöhnerswitwe. Ja, es ist wahrhaftig so, daß sie lange auf die hungrigen Burschen gewartet hat, die sie da im Regen liegen wußte. „Deshalb brannte doch mein Feuer, deshalb stand doch meine Tür offen . . . wußtet ihr denn das nicht," Die alte Frau hat nicht Hände genug, ihre Gäste zu bewirten. Sie hat am Nachmittag alles vorbereitet, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch. Nun braucht sie das Essen nur gar zu machen. Ihr Sohn ist jetzt auch im Manöver. „Min Jung is Korporol oder Jenerol oder anners wat, et „rol"t sik ever", bekennt sie stolz.

Niemand von den Zwölfen lacht. Es schadet nichts, wenn diese Soldatenmutter mit den Dienstgraden der Wehrmacht nicht zurechtkommt. Sie hat ein goldenes Herz, und das ist ihr größter Reichtum. So sind die deutschen Soldaten-Mütter, einfach und schlicht, groß im Geben . . .

Die zwölf sehen im Geist ihre eigene Mutter vor sich, vielleicht sitzen daheim jetzt auch Soldaten um den Tisch und langen hungrig in die dampfende Schüssel. Überall denken jetzt die Mütter an ihre Soldaten und die Soldaten an ihre Mütter.

Der Kletterer.

Erzählung von **Walther Georg Hartmann.**

Wie sie über dem Wald standen und auf den breiten Buchenhang hinunterblickten, sahen sie in den Kronen doch schon den ersten herbstlichen Schimmer, kein Gelb, aber auch nicht mehr das sommerliche Grün. Hier oben fühlten sie den Wind kühl an den nackten Beinen. Sie hatten einen Felsen erklettert, eine der rauhkörnigen, steilen Sandsteinsäulen, wie sie hier zwischen den Talwänden standen. Franz steckte die heißen Hände, die an vielen Stellen vom Klettern aufgescheuert waren, in die Tasche. Herbert sah mit unruhigem Blick zu der nächsten „Säule" hinüber. Beide Jungen, die gestern noch an gelben Pulten Ovids Metamorphosen gelesen hatten, waren aus der Alltagswelt entrückt, weggetragen wie von einer scharfen, würzigen Brise in eine Welt abenteuerlichen Waldes hinein.

Beide waren sich zugleich fern und nah, wie nur Vierzehnjährige in gemeinsamen Spielen und Knabenunternehmungen es sein können. Franz besuchte zum ersten Mal als Gast Herberts Heimat. Er kletterte zum ersten Mal an baumhohen Felsen. Zum ersten Mal brachte er, wenn auch nicht sein Leben, so doch die Empfindung einer Gefährdung in Verbindung mit so kleinen, blitzschnell entschiedenen Dingen wie knappen Griffen, schmalsten Querbändern am Felsen in der Höhe, flachen Höhlungen für die angeklammerten Zehen, Rissen und Spalten, in denen die Finger erst tasten mußten, ob der bröcklige Sandstein das Gewicht des nachgezogenen Körpers halten würde. Zum ersten Mal lernte er sich selbst kennen in zaghaftem Horchen nach der eigenen Kraft, ob sie zureichen würde, und ob ein furchtsamer Schwindel etwa stärker wäre, — dieses unbekannte Gefühl bei dem unbekannten Hängen an einer Sandsteinwand.

Oben auf dem Felsen aber fühlte Franz zum ersten Mal noch etwas anderes, wohl unbewußt: daß er jetzt hinter dem sonst nur seltsamen und schroffen Klassenkameraden einen anderen sah, einen anderen Herbert Wittke als den mürrisch verschlossenen der Freistunden, als den wortkargen, gleichgültigen, — den rechten Herbert vielleicht.

Wenn Franz später in seinem Leben an seinen Freund dachte — und bei allen Entscheidungen hatte er, anwesend oder abwesend, teil —, dann sah er jenen Septembertag vor sich und die Ferienwoche mit ihm im Wald. Später wußte er, daß jeder Mensch ein eigenes, oft ganz nebensächlich scheinendes Tun hat, in dem er die klarste Kunde von sich gibt. Herbert hatte seine innerste Art, seinen Willen und seine Träume, vielleicht sein ganzes Schicksal damit gezeigt, wie er in den Waldtälern die Felswände suchte und sie erkletterte, kleine und große, oft ungefährlich niedrige, aber schwierige.

Auch damals wurden schon im „Klettersport" die Nadeln und Türme dieser Sandsteingefelse erstiegen. Herbert hatte sich nie an diesen Unternehmungen beteiligt. Er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen die „großen Touren", kümmerte sich um fast keinen der bekannten Felsen, weil sie den Leuten mehr zum Reden als zum Klettern da wären, aber seine Leistungen an den kleinen Felsen und unbekannten Wände waren oft in nichts geringer. Er kletterte ja stets allein, ohne Sicherung, ohne Seil, ohne Bastschuhe oder irgend sonst ein sportliches Ausrüstungsstück. Für ihn war das kein Sport. Und später verstand Franz genau, wie es für den Verschlossenen als Notwendigkeit zum wunderlichen Genuß gehörte, daß das von ihm Geleistete stolz ohne Namen blieb, nicht nur unmitgeteilt, sondern unmittelbar, eine verschwiegene, allein von ihm gemessene und für jeden anderen unmeßbar heldenhafte Überwindung.

Einmal waren die beiden Jungen auf den sogenannten „Pisaturm" gestiegen, ihren einzigen benamsten Kletterfelsen, Franz freilich bei den entscheidenden Schwierigkeiten von Herbert gestützt und geschoben. Oben lag in einer Blechkiste gesichert ein Gipfelbuch für die Namen der Überwinder. Franz schrieb stolz seinen Namen ein. Herbert, unverständlich überraschend, lehnte es ab, seinen Namen einzuschreiben.

Niemals hatte er irgend jemandem etwas von diesem Inhalt seiner Ferien erzählt, kein Mitschüler hatte auch nur ein Wort davon gehört. Und doch lernte der Freund nun nicht nur eine geradezu unheimliche Kunst des Kletterns an fast griffloser Steile kennen, die ihn, den ungeübten Städter, zu untätigem Zusehen zwang, — er sah in eine ihm damals noch unbegreifliche, stumme, verschlossene Leidenschaft hinein.

Herbert hatte im kleinen Tal eines abseitigen Waldes seine „Burg". Das war ein Fels wie die anderen, nicht von schwindelerregender Höhe, aber hoch genug, um sich das Genick brechen zu können. Das Klettern bis zu dem oben aufgesetzten steinernen „Wasserkopf" war nicht sonderlich schwer und sogar für Franz überwindbar. Dann aber gab es nur eine einzige Stelle ,von der aus es bis hinauf ging, und auch das nur im Überhang, schwebend für die Dauer eines freien Klimmzugs über der Tiefe, mit einem winzigen Vorsprung oben dicht unterm Rand für den nachgezogenen linken Fuß.

Franz blieb unten, und Herbert hatte auch keine Hilfe angeboten. Von oben sagte er dann hinunter: „Hier oben ist man ganz allein!" (Als ob sie nicht auch unten am Felsen schon völlig allein im Wald wären!?) „Und wenn hier einer 'rauf wollte, könnte ich die Burg ganz allein verteidigen! Ich würde ihm bloß die Finger hier vom Übergriff 'runterzuschieben brauchen!" (Aber wer sollte denn da heraufklettern wollen? Gegen wen was zu verteidigen sein?)

Franz hat sich später oft überlegt, wie er wohl in den sonderlichen Kameraden hineingeschaut, wie er wohl den Freund erkannt haben könnte, ohne die Ferienwoche zwischen den Sandsteinfelsen. Er sprach stets von ihm als dem strengsten Prüfer, den ein gutes Schicksal ihm geschenkt hatte, um zu prüfen, was wahrhaft nur um seiner selbst willen und in nichts nach außen hin getan war.

Herbert — und niemand wußte, wie — kam als erster der Klassenkameraden und weit unter der Altersgrenze als Kriegsfreiwilliger an. Eines Tages, ohne Mitteilung auch an seine nächsten Verwandten, war er bei den Fliegern. (Da erinnerte sich Franz an den Septembertag oben auf der „Burg" des Freundes.) Die allein von ihm gemessene, die unermeßbare heldische Leistung vollbrachte er stolz und erfüllte sie und sich selbst in hunderten von Kriegsnächten und -tagen, als der unbekannte Soldat und Held, zu dem er geboren war.



Bunte Chronik



Gänzlich unmusikalisch!

Der unsterbliche Johann Strauß war seltsamerweise kein Freund des Klaviers. Man sagt sogar, daß er dieses doch eigentlich unentbehrliche Instrument geradezu gehaßt habe. Er vermied es daher durchaus, selbst darauf zu spielen. Und wenn er komponierte, bediente er sich eines — Harmoniums! Immerhin kam es vor, daß er sich doch gezwungen sah, die Tasten eines Klaviers zum Tönen zu bringen. Das geschah eines Abends, als in der Villa Strauß große Gesellschaft war. Der Meister hatte ein gastliches Haus, und alle Musiker, alle Freunde der hohen Kunst, die der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau einen Besuch abstatteten, versäumten nie, bei dem weit und breit beliebten „Schani" vorzusprechen. So war denn auch an jenem Abend sein Haus voller Gäste. Die Stimmung wurde immer fröhlicher, und als die Stunde schon recht weit vorgerückt war, bat eine der Damen den Meister, er möge doch seinen zuletzt komponierten Walzer selbst vortragen. Der Gefeierte wehrte sich mit Leibeskräften. Aber es half ihm alles nichts. Und schließlich setzte er sich an das so wenig geschätzte Klavier. Freude machte ihm das Spiel allerdings keineswegs, und er hackte recht lieblos die Melodien herunter. Natürlich blieb die mürrische Stimmung des Künstlers den Hörern nicht verborgen. Eine peinliche Stille folgte, und in sie hinein tönten plötzlich aus einem der anstoßenden Räume die entrüsteten Worte eines Ahnungslosen: „Wer hat denn da eben gespielt? Wie kann man nur so unmusikalisch sein!"



Lustige Ecke



Zahnarzt: „Erinnerst du dich wirklich nicht meiner von der Kindheit her — ich bin der kleine Julius, den ihr alle in der Schule gequält habt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.